

Die Morgenandacht

Montag bis Samstag, 5.55 Uhr (NDR Info) und 7.50 Uhr (NDR Kultur)

15. bis 20. Februar 2021: "Von Hofnarren und Aschenputteln"

Von Damaris Frehrking, Pastorin in Sehnde

Der Karneval erinnert vor allem die Mächtigen daran, dass sie auch nur Menschen sind, die Fehler machen. Er endet mit dem Aschermittwoch. In der folgenden Fastenzeit können dann alle darüber nachdenken, wo Verzicht guttut, sagt Damaris Frehrking.



Damaris Frehrking

Redaktion
Radiopastor Marco Voigt

Evangelische Kirche im NDR
Redaktion Kiel
Gartenstraße 20, 24103 Kiel
Tel. (0431) 55 77 96 10
www.ndr.de/kirche

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung der Ev. Kirche im NDR zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Montag, 15. Februar 2021: Narrenfrei

"Am Rosenmontag bin ich geboren!", singen die Narren und schunkeln. Und wenn nicht gerade Corona die Menschen auf Abstand hält, können sich alle in den Armen liegen. Am Rosenmontag darf der König Aschenputtel sein und das Aschenputtel König. Hemmschwellen stürzen ein. Und es darf ordentlich vom Leder gezogen werden. Die oberen Zehntausend müssen sich dieser Tage gefallen lassen, dass nach Herzenslust über sie hergezogen und gelacht wird. Wenn sie ihres Amtes würdig sind, lachen sie vielleicht sogar mit oder kratzen sich nachdenklich am Kopf. Die Bibel kennt noch keinen Rosenmontag, aber sie erzählt von Propheten, die ihren Königen die Wahrheit ins Gesicht sagen dürfen. Später gab es Zeiten, in denen ein Hofnarr seine Durchlauchten mit kritischem Humor zurück auf den Teppich holen durfte. Heute erfüllen Satiriker und Komikerinnen wie Oliver Welke oder Carolin Kebekus diese Funktion. Oder auch Menschen wie der britische Straßenkünstler Banksy mit seinen Graffitis, die oft erst zum Lachen und dann zum Nachdenken anregen.

Egal ob ich Kanzler, Kaiser, König oder eben einfach nur Bürgerin bin, eine verantwortungsvolle Zeitgenossin kann ich nur sein, wenn ich die Närrin, den Karikaturisten oder die Prophetin ertrage. In unserem Land haben sich die Regierenden viel Kritik gefallen lassen in den letzten Monaten. Haben betont, dass manche Entscheidung auch Vergebung brauchen wird. Wie gut, dass wir in einem Land leben, in dem das möglich ist. Je mehr Verantwortung wir tragen, umso mehr brauchen wir diesen kritisch-humorvollen Blick. Einen Blick, der nicht vernichten, sondern zurechtbringen will. Das macht den wahren Kritiker aus, der sich deutlich vom bloßen Querulanten oder Querdenker unterscheidet. So ist Gott. Ein wahrer und heilsamer Kritiker. Er ist der Hofnarr in meinem kleinen Königtum. Rüttelt mich wach, stellt sich für mich auf den Kopf, damit ich ihn beachte. Er hilft mir, über mich selbst zu lachen oder auch zu weinen. Habe ich jemanden zu blauäugig bejubelt oder zu pauschal kritisiert? Blicke ich überhaupt genug durch, um in einer Sache zu urteilen? Es braucht nach einem ungebremsten Festschingsrausch erstmal eine Zeit, in der ich mich diesen Fragen stellen kann - eine Fastenzeit.

Dienstag, 16. Februar 2021: Aschenputtel

Ab ihrem zwölften Lebensjahr war sie morgens immer die erste. Sie hatte in der Küche das Feuer anzumachen. Die Herdstelle wurde etwas sauber gefegt, die Asche vom Vortag vor der Tür in die Beete geschüttet. Dann in den Stall zum Melken. Eine Fee, die goldene Kleider bringt, gab es nicht in ihrem Leben. Auch keine drei Haselnüsse mit Zauberkraft. Und ein Prinz ist auch nicht gekommen. Das ganz normale Leben einer Frau, ganz normal noch vor einigen Jahrzehnten, ganz normal auch heute noch in vielen Ländern der Welt. Ein Leben mit kleinem Radius. Ohne Aussicht auf Erlösung. Wohl dem, der ein Aschenputtel hat. Der kann sich schön anziehen und tanzen gehen. Ohne die vielen Aschenputtel dieser Welt wäre auch unser Wohlstand nicht möglich. Was noch vor wenigen Jahrzehnten für die meisten der normale Alltag war, gilt heute als Zumutung. In der Asche wühlen, den Garten umgraben, von Hand Laub harken, Socken stopfen oder Rasen mähen. Da muss ein Aschenputtel her oder noch besser ein Roboter. Damit wir Freiheit gewinnen. Zeit für Besseres. Aber ist das Leben in der Tanzetage auf Dauer so viel besser? Da gibt es auch Enttäuschungen, weil da immer welche sind, die ein noch schöneres Kleid haben, und da ist immer der Stress, der Prinz könnte doch eine andere aussuchen.

Das Gedrehe auf dem Parkett kann auf Dauer schwindlig machen. Immer schneller dreht sich die Spirale, atemlos und ruhelos. Bloß nicht von den anderen Tanzenden an den Rand drängen lassen. Wie will ich eigentlich leben? Ich möchte gewiss kein Aschenputtel sein, aber die Stiefmutter und ihre Töchter möchte ich auch nicht sein. Und Prinz schon gar nicht. Wenn alle bereit wären, sich auch mal die Hände schmutzig zu machen oder wenigstens tiefer in die Geldbörse zu greifen, könnten auch die Aschenputtel unserer Tage mal tanzen gehen und wir würden wieder ein Gefühl dafür bekommen, dass wir alle in einer gemeinsamen Welt leben. Am Rosenmontag ist alles erlaubt, da kann jeder Prinz sein oder auch Aschenputtel. Aber schon am nächsten Tag stehen die echten Aschenputtel wieder als erste auf, damit die anderen eine warme Küche haben. Gestern war Rosenmontag. Morgen am Aschermittwoch habe ich Gelegenheit, darüber nachzudenken, was es vor der eigenen Haustür zu kehren gibt.

Mittwoch, 17. Februar 202: Phönix aus der Asche

Ich stehe mit Jugendlichen um die Feuerschale. Alle schauen wie gebannt zu, wie die Glut mit roten Zähnen ihre Zettel zerfrisst. "Das da ist meiner!", ruft eine. Vereinzelt sind Buchstaben zu sehen, aber nicht lange. Das weiße Papier verwandelt sich in graubröseliges Pergament, Jungen und Mädchen stochern zufrieden in der Asche herum. Wir haben Sorgen auf Zettel geschrieben, oder auch Schuld. Sachen, die wir loswerden wollen. Und nicht jedem sagen würden. Kann sich meine Schuld, meine Last wirklich auflösen, in Rauch aufgehen? Auf jeden Fall hat es gutgetan, überhaupt mal einen Moment in Ruhe über das nachzudenken, was belastet. Im geschützten Raum. Es hat gutgetan, sich am Aschermittwoch was von der Seele zu schreiben und dann alles ins Feuer zu werfen. Asche bleibt übrig. "Siebenmal wirst du die Asche sein, aber einmal auch der helle Schein", heißt es in einem bekannten Lied. Und ich denke an den mythischen Vogel Phönix, der blutrot aus der Asche aufsteigt, majestätisch den Kopf gereckt mit weit aufgespannten Flügeln, unversehrt. Er erzählt von Hoffnung, die nicht kleinzukriegen ist. Die sich durchsetzt und Gestalt gewinnt, manchmal nach einer langen Aschezeit, manchmal nach vielen dunklen Jahren. Der Phönix weist schon auf das, was wir am Ostertag feiern. Aber bis dahin sind es noch ein paar Wochen.

Aus der Asche gibt es nicht immer eine glorreiche Auferstehung. Aus der Asche kommt man oft auch gebrandmarkt und versehrt hervor. Für immer. Der Phönix ist eben nur ein Mythos. Aber es tut gut, sich hin und wieder mit anderen ums Feuer zu stellen und zu benennen, was schwer ist. Still vor Gott oder auch laut ausgesprochen. Es verlangt niemand von uns, dass wir immer lächeln und sagen: "Das wird schon wieder!" Auch die Klage um verpasstes Leben, um zerplatzte Träume und um eigenes Scheitern hat einen Platz vor Gott. Ein Mensch betet in den Klageliedern an der Feuerschale seiner Seele. Er spricht: "Gott hat mich gehen lassen in Finsternis und nicht ins Licht ... Er hat mich auf Stein beißen lassen und mich liegen lassen in der Asche ... Doch du wirst es nicht übersehen Gott, das sagt mir meine Seele." (Klagelieder 3,2+16+20) Wer weiß, dass er gehört und nicht übersehen wird, der kann dann auch in der Glut die erste rote Feder erkennen, das, was lebendig werden und aufsteigen will.

Donnerstag, 18. Februar 2021: Asche fegen

Ich habe diese Doku gesehen von der japanischen Insel mit dem aktiven Vulkan. Der spuckt täglich Asche, und doch leben an seinem Fuße Menschen in einer Stadt. Das erste, was die Schulkinder morgens tun ist fegen. Es gehört von klein auf zu ihrem Alltag. Erst wird gefegt, dann kann der Alltag beginnen.

Überall sind kleine Besen, Aschefegen ist so normal wie Atmen auf dieser Insel. Die Kinder sind fröhlich beim Fegen und auch sonst meistens. Sie machen ihre Wege mit Schutzhelmen, falls der Vulkan mal etwas Schwereres als Asche ausspuckt. Die Menschen auf dieser japanischen Insel leben mit dem Vulkan und auch von ihm. Er hat das Land fruchtbar gemacht. Aber er ist auch eine ständige Bedrohung. Und er macht Arbeit. Fordert Respekt. Fröhlich wirken sie trotzdem. Die Leute auf der kleinen Insel. Schon die Kinder wachsen in dem Bewusstsein auf, dass sie hier nicht das Maß aller Dinge sind. Sie haben mit den Regeln zu leben, die die Natur ihnen vorgibt, nicht umgekehrt. Sie müssen damit leben, dass die Naturgewalt keine Rücksicht auf sie nimmt. Die Natur gibt Leben, sie nimmt es aber auch. Die Natur hält unser Leben in Grenzen, auch wenn wir das nicht gern wahrhaben wollen.

Im vergangenen Jahr hat die Natur manche Räume zurückgewinnen können, weil wir Menschen mal etwas mehr die Füße stillhalten mussten. Biologen haben festgestellt, dass Tiere leichter Straßen überqueren und neue Reviere erschließen konnten. Vögel konnten ungestört brüten. Sie mussten sich bei der Brautsuche stimmlich nicht so verausgaben, weil sie nicht so stark gegen den Autolärm anzwitschern mussten. Die Luft wurde etwas besser mancherorts. Die Erde gab es schon lange, bevor es Menschen gab, und es wird sie noch geben, wenn keine Menschen mehr auf ihr leben können. Die Erde kommt ohne uns Menschen klar, wahrscheinlich viel besser ohne uns. Aber wir kommen ohne sie nicht klar. Die Erde wird uns immer in Schranken weisen. Auch ohne unsere Erlaubnis. Das gehört eben auch zum Plan unseres Schöpfers. Aber wir wären besser beraten, wenn wir nicht gegen diese Grenzen ankämpften, sondern sie von vornherein respektierten. Auch wenn es bedeutet, jeden Tag erstmal vor der eigenen Tür zu kehren.

Freitag, 19. Februar 2021: Das Leben ist jetzt

In der Fastenzeit nehmen Menschen sich selbst vor, etwas zu lassen. Oder etwas anders zu machen als sonst. Weil man dann beweglich bleibt von innen. Und innere Beweglichkeit steht einem Christenmenschen ganz gut zu Gesicht. Finde ich. Im letzten Jahr ging alles nicht wie gewohnt. Es hat mich geärgert, denn ich hatte mich gerade in einer schönen Alltagsroutine eingefunden, musste nicht mehr jeden Tag bei Adam und Eva anfangen. Alles war so gut eingespielt. Ich mochte dieses Gefühl. Nun plötzlich musste alles auf den Prüfstand. Was tun wir? Wie tun wir es? Was lassen wir? Ich hörte meine Synapsen im Gehirn richtig rattern, neu denken und eingefahrene Kreisläufe verlassen, das frisst enorm viel Energie. Ein Jahr mit vielen Freiluftgottesdiensten ist es dann geworden. Bänke aufbauen, Bänke abbauen. Endlose Absprachen. Absagen. Ein Jahr, in dem wir immer wieder neu zu denken versuchten. Und weil ich ohnehin gerade dabei war, habe ich auch gleich versucht, andere Dinge zu ändern, die ich schon immer mal angehen wollte. Jahrzehntelang habe ich morgens zwei Toasts gefrühstückt, eins mit Käse, eins mit Rübensirup. Jetzt esse ich öfter etwas anderes: Haferbrei zum Beispiel! Überhaupt habe ich versucht, meine Ernährung etwas flexibler zu gestalten und auch zu gucken: Was lasse ich einfach weg.

Gern hätte ich die Zeit genutzt, um alle schädlichen Angewohnheiten loszuwerden, die sich über die Jahre eingeschlichen haben. Aber eins nach dem anderen. In jedem Fall ist das Corona-Jahr zu einem auch schmerzlichen Fastenjahr geworden. Wir mussten verzichten, und vieles hat mir sehr gefehlt, aber ich habe gerade dann auch gemerkt, wieviel mir die alltäglichen Dinge, die auf einmal nicht mehr selbstverständlich zu haben waren, bedeuten. Alles ist kostbarer geworden.

Auch das, was ich sonst geringgeschätzt habe: Der täglich gleiche Rundgang durch den nahen Wald. Gemüse klein schneiden. Die witzige Kassiererin im Supermarkt, die immer alle zum Lachen bringt. Wir verzichten. Aber das Leben beginnt nicht erst wieder, wenn alles vorüber und wieder normal ist. Es ereignet sich mitten in der Fastenzeit. Mitten in dem Gefühl, dass Vieles fehlt. Auch in dem, was mir fehlt, spüre ich, dass ich lebe und liebe, dass ich sehne und hoffe. Das Leben ist jetzt.

Samstag 20. Februar 2021: Asche zu Asche

In dieser Woche steuern wir auf den ersten Sonntag der Passionszeit zu. Dann kommen sieben Wochen Fastenzeit. In der katholischen Tradition beginnt die Fastenzeit schon mit dem Aschermittwoch. Die vierzig Fastentage erinnern an die Zeit, die Jesus in der Wüste verbracht hat. Dort stellte er sich seinen Schwächen, war mit Gott im Gespräch und nutzte die Zeit in der Kargheit der Wüste, um den Blick frei zu kriegen. In den Fastenzeiten ist Ausmisten angesagt: Weniger Zucker, Alkohol oder Fleisch tut dem Körper gut und hält gesund. Wer schon mal richtig gefastet hat, weiß, auch der Geist wird klarer, die Aufmerksamkeit intensiver, das Leben erscheint bunter, aber im Unterschied zu einem Drogenrausch wird die Wirklichkeit nicht vernebelt, sondern alles Nebulöse verzieht sich.

Die Fastenzeit kann ich nutzen als eine Zeit, in der ich etwas lasse. "7 Wochen ohne" gibt eine gute kirchliche Hilfestellung für diese Zeit, jedes Jahr wird ein neuer Vorschlag gemacht, was man gut einfach mal lassen könnte. In diesem Jahr lautet der Vorschlag: "7 Wochen ohne Blockaden". Das klingt verlockend nach Befreiung. Nach gelockerten Muskeln wie nach einer Massage. Die Fastenzeit gibt mir die Gelegenheit, Knoten zu lösen und mich von schädlichen Gewohnheiten oder Gedanken zu befreien. Ich kann mit der sprichwörtlichen Asche auf dem Haupt dasitzen und in Ruhe gucken, was ich überwinden will. Mit der Asche habe ich kein Problem. Sie erinnert mich daran, dass ich an meine Grenzen komme und dass mein Leben vergänglich ist. Damit komme ich zurecht, weil ich darauf vertraue, dass "Asche zu Asche" nicht das letzte Wort ist, das Gott über meinem Leben spricht.

Ich mag den Gedanken, dass das Aschekreuz in der frühen katholischen Kirche und zum Teil auch heute noch aus den verbrannten Palmzweigen vom vergangenen Palmsonntag gewonnen wird. So weist die Asche auf den hin, der alles überwunden hat. Jesus zeigt mir: Ich kann meine Schweinehunde, meine Ängste und auch meine Gier nach Erfolg oder besonderen Erlebnissen überwinden. Ich brauche mich nicht selbst zu geißeln wie die mittelalterlichen Mönche, ich brauche auch nicht unbedingt einen Beichtstuhl für meine persönliche Aschezeit. Ein offenes Herz im Angesicht Gottes genügt. Und überall, wo ich mir mit Gott meine verbrannte Erde angucke, entsteht irgendwann fruchtbarer Boden, auf dem nach einiger Zeit wieder etwas gedeihen kann.